

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 9 (1915)
Heft: 9

Artikel: Unser heiliger Krieg
Autor: Züricher, U.W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-133551>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dieser Handlung verkündet, von dem Tempelaufseher Paschur in den Block geworfen und andern Tags bei der Entlassung mit einem Verbot, den Tempel zu betreten, belegt wird (19, 1—2, 10—15, 20, 1—3).

Wieder ein anderes Mal steht Jeremia in einer grandiosen Vision vor dem Herrn des Himmels und empfängt einen vollen Becher aus seiner Hand; Vertreter aller Völker sind vor Gottes Thron versammelt und der Prophet erhält den Befehl, ihnen den göttlichen Trank zu kredenzen, zuerst den Vertretern Judas und danach den andern; doch wie sie getrunken haben, fangen sie an zu taumeln, toll zu werden, fallen hin und können nicht mehr aufstehen; Jeremia weiß: es ist das Schwert Babels, das der göttliche Rauschtrank bedeutet (25, 15—36).

Ganz speziell ist es Sojakim, über den das göttliche Gericht hereinbrechen wird, denn der König ist von Größenwahn befallen, er brüstet sich mit neumodischem Luxus, er baut seinen Palast prächtig um, jetzt am Vorabend des Gerichtes! Er plagt seine Untertanen mit harter Frohnarbeit, der Rechtsschutz des Schwachen ist dahin, der König selbst geht voran in grausamer Willkür; die Erscheinungen, denen die Propheten von Alters her feind waren, Luxus und Rechtswillkür, daneben auch wieder das halb und ganz heidnische Treiben nehmen überhand. Der König mehrt die Schuld und vergrößert die Katastrophe. Jeremias besonderes Wehe gilt ihm und seiner Mutter.

Doch weder der Ton der Klage noch der Drohung verfiel, das Prophetenwort stieß auf Verständnislosigkeit, Zorn und Wut. Was bedurfte es da noch neuer Prophezeiungen? Jeremia sammelte einfach seine frühern Worte und diktierte sie dem Schreiber Baruch. Dieser Mann erscheint von jetzt an als treuer Freund und Gesinnungsgenosse des Propheten; seiner Hand verdanken wir vermutlich auch die umfangreichen biographischen Aufzeichnungen im Buch Jeremia.

(Schluß folgt.)

Unser heiliger Krieg.

I.

Guy Martel wurde in Chartres geboren. Sein Vater war Typograph und lebte in sehr kärglichen Verhältnissen, doch hatte er eine leidenschaftliche Seele und war eng befreundet mit den Vorkämpfern des französischen Syndikalismus. So hörte Guy

schon in frühester Jugend die ganze Fülle der dunklen Gesellschaftsprobleme diskutieren. Als Knabe schon entwarf er eine etwas jugendliche, aber kühn und edel empfundene sozialistische Utopie. Vater und Mutter liebten den begabten, lebhaften Jungen mit größter Zärtlichkeit, und wenn sie auch die allzukühnen Sentenzen, die der frühreife Junge manchmal in die Diskussion warf, mit gutmütigem Spott beschnitten, so sparten sie sich doch das Brot am Munde ab, um ihm die Universität zu ermöglichen. Guy lernte spielend, und schon am Lyceum in Paris schloß er mit einigen Kameraden einen engen Freundesbund, in dem das drängende Leben besprochen wurde. Paris brachte unsern Jünglingen Tag für Tag eine Hochflut von Anregungen und Vorbildern. Man las und schwärmte, berauschte sich an Maupassants prickelnder Unbestechlichkeit, Balzacs seltsamer Ungeheuerlichkeit und Zolas anflagernder Wucht; man diskutierte mit Feuereifer die Probleme, die die Huysmans, Maeterlinck, Anatole France aufwarfen, glaubte aber nie, daß nur die Modernen interessant seien. Wie gründlich wurden Voltaire und Molière, Rousseau und Diderot, Montaigne und Pascal, Stendhal und Taine studiert, wie köstlich war nicht die Entdeckung von Bauvenargue und Fontenelle, Chamfort und De la Rochefoucauld. Man nahm es mit den Ideen nicht pedantisch. Wenn nur eine Fülle des Lebens sich zeigte!

Geschmack, Urteil und Ausdrucksfähigkeit wurden so in frühem Alter ausgebildet. Den Lügen, Torheiten und Aufgeblasenheiten des bürgerlichen Lebens brachte Guy von Haus aus eine kritische Seele entgegen. Sein Blick war geschärft und sein Verstand angriffslustig. Als er zwanzigjährig war, zeigte er das, was sein Gemüt bewegte, nicht mehr so leicht. Umso klarer und geistvoller wurden seine Äußerungen, seine mündlichen und bald auch seine schriftlichen. In den Studienjahren auf der Universität wurden alle Fragen des gesellschaftlichen, literarischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens mit kühner Frische erfaßt. Man besaß wenig Geld, aber viel Geist und war froh und lustig, ohne sich zu betrinken. Nun aber war man im Alter, wo es nicht nur zu lesen und zu diskutieren galt. Jetzt wurde studiert und die Ideen, die kühn in einem aufblitzten, mußten vertreten werden. Guy gründete mit drei andern jungen Leuten eine Zeitschrift: Diskussionen aus dem Luxemburger Park. Dort nämlich trafen sich die Freunde häufig, und oft machten sie dann noch einen raschen Gang durch die Gallerie. Guy schrieb elegant und scharf. Er war vielseitig und lachte darüber, wenn ihm jemand vorwarf, er zersplittere sich, und es sei Eitelkeit, sich über Alles zu äußern. War das Leben denn nicht dazu da, um erkannt und geistig beherrscht zu werden in allen seinen Ausstrahlungen? Die Artikel, die er in den Strom des Pariserlebens schleuderte, waren gesellschaftskritisch, waren kurze, knappe, oft paradoxe Maximen über

Religion und Moral, waren dreizeilige Treffer. Der Schalk saß ihm im Nacken, der Mephisto in den Augen und der stille verschwiegene Held im Herzen. O wie konnte er die Streber, Sensationsbolde, Arrivisten und Routiniers aller Sorten mit blutiger Ironie an den Pranger stellen! Wie gepfeffert waren nicht seine Artikel, welche die Beamten, Kaufleute und Künstler geißelten, die alles was Kapitalismus, Bureaucratie, Militarismus, Chauvinismus auf dem Gewissen hatten, stillschweigend verschluckten. Die sozialistischen Tagesfragen und Tagesbroschüren, in denen so viel unmittelbares, kluges Leben pulsiert, wurden besprochen. Guy war Sozialist aus Gefühl und aus Ueberlegung, freilich ohne sich von einer Parteidoktrin ins Schlepptau nehmen zu lassen. Dazu waren seine Interessen zu umfangreich und sein Herz zu voll von Poesie. Die Poesie war seine stille Geliebte. Bérangers Lieder und Jean Marie Guyaus Verse lagen doch beständig auf seinem Schreibtisch. Sein Pathos war klare Präzision. Er kämpfte und suchte gleichzeitig. Wohl war auch ihm Nietzsche zum mächtigen Erlebnis geworden, aber Guyau, Fourier, Reclus, Saurès und Kropotkin waren ihm eine Herzensfreude. Den großen Roman Romain Rollands las er mit Herzklopfen. Dem initiativen, impulsiven Element in Bergsons Philosophie fühlte er sich verwandt. Im Geheimen arbeitet er an einem großen Werk, das die moralischen Probleme der Gegenwart erörtern sollte. Sein Paris war eine große Welt voller Fronten, gegen die er kämpfte. Und doch liebte er es unsäglich. Seine Freunde waren alles junge Franzosen, und waren sie auch wie er kosmopolitisch im Denken, so glaubten sie doch ihre Art in Frankreich am besten verstanden. Guy war 22 Jahre alt. Da brach der Krieg aus. Frankreich bedroht! Paris bedroht! Guy fühlte sich in einen Wirbel gerissen. Na, warum kannte er auch dieses Deutschland so wenig? Waren wirklich dort die schnauzige Großmauligkeit, die brutale Säbelgewalt allmächtig? Er wußte es nicht, aber Paris, Frankreich kannte er, liebte er, innig, feurig. Hier ist etwas Edles bedroht. Hier ist das Land der Kathedralen und der ewig suchenden nie sich genügenden Freiheit, hier ist das Land der selbstverständlichen Formvollendung und der unaufdringlichen Weitherzigkeit. Guy ging mit seinen Freunden in eine Arbeiterversammlung. Ueberall war höchste Erregung. Saurès war ermordet worden. Luxemburgs und Belgiens Neutralität waren verletzt. Frankreich darf nicht untergehen. Frankreich ist unser heiliges Land, o ja, heiliges Land. Wir Franzosen kennen das Heilige auch. Hier bei uns sprudelt immer der Quell des frischen Lebens. Lassen wir unsere Bücher, Artikel und alle persönlichen Hoffnungen! Hier gilt es ein Größeres: Der französische Geist, die beste, wenn auch noch so kärgliche doch unausrottbare Heimstatt der Freiheit, ist bedroht. Und begeistert folgte Guy dem Ruf unter die Fahnen. Unser heiliger Krieg! —

II.

Werner Stahl war der Sohn eines Landpastors aus Holstein. Die innern Stürme, welche das Leben des Vaters durchwühlten, schafften sich nie einen Ausweg in die Öffentlichkeit. Nach außen war Vater Stahl gütig und hilfsbereit; seine Predigten waren überlegt, ohne den berüchtigten Kanzelton und erfüllt von eindringlichem Leben. Im Geheimen aber war sein Dasein voll stiller Tragik. Der Einfluß Luthers war in ihm ursprünglich mächtig gewesen. Später waren es wohl eher die tastenden Wege Schleiermachers, die seinem Seelenzustand entsprachen. Er litt darunter, daß seine Gedanken sich oft in einer Richtung bewegten, die nicht den Vorstellungen entsprach, welche seine Gemeindegossen wohl für verträglich mit den Ansichten eines Pfarrers gehalten hätten. Er fand keinen Ausweg. Im Sohn aber, im jungen Werner, trat der weniger gebundene Geist lebendig nach außen. Werner hatte eine glückliche Jugend hinter sich: Landleben und geistiges Leben gemeinsam. Mit dem Vater streifte er durch die Wälder und Wiesen seiner Heimat. Mit den Schiffen fuhr er weit aufs Meer hinaus. Die Tätigkeiten des Bauers und Fischers waren ihm früh vertraut. Früh auch bekam er das Lesefieber. Als Bub waren es die deutschen Heldensagen, die Grimmschen Märchen, die Robinsonaden, der Lederstrumpf und Wilhelm Buschs Bücher, die seine Lieblinge waren. Er war zeitweise ein Träumer. Frühe melancholische Anwandlungen deuteten ihm an, daß sein Leben im Wesentlichen einsamer Kampf sein werde. Daneben aber war er doch auch eine gesellige Natur, und auf dem Lehrerseminar, das er besuchte, war er ein beliebter Kamerad. Das ererbte ernste Blut wies ihn mit seinen Interessen wesentlich auf religiöse und soziale Fragen. Ibsen, Tolstoi und Nietzsche waren die großen Anreger seiner Entwicklungsjahre. Im bloßen Grübeln aber hielt er's nicht aus. Er wollte tätig in seinem Volke stehen. Mit seinem deutschen Volke fühlte er sich aufs innigste verknüpft. Aller holder Zauber, der in den Werken Runes, Schwinds, Richters, Hans Thomas und Zumbuschs liegt, war ihm von Jugend an aus eigenstem Erleben vertraut. Mit Eichendorfs Liedern lag er am Waldsaum. Reuters, Storms und Raabes Novellen atmeten verwandte Seelen. Goethes, Uhlands, Heines, Mörikes und Storms Gedichte wußte er auswendig. Das freie Pathos, die Mischung von feinstem und allerfühnstem, die durch die Werke Dürers, Schillers, Beethovens, Richard Wagners, Nietzsches, Klingers und Fidus weht, entsprach auch einer Seite seines Innern. Zu Hause im väterlichen Heim spielte die treue liebe Mutter Bach in den heroischen und Schuhmann in den weichen Stimmungen. In den obern Klassen des Seminars drängten sich philosophische und pädagogische Fragen. Unter den angehenden Lehrern sprach man leidenschaftlich über die

Bewegung, die durch das ganze deutsche Erziehungswesen ging. Werner nahm leidenschaftlich Partei für alle die mutigen Sucher unter der neuen Lehrerschaft. Man las gemeinschaftlich die Werke Rudolf Hildebrands, Kerstensteiners, Scharrelmanns und Fritz Gansbergs, die Sonnenschule Johann Friedrichs und erwärmte sich für die Idee der Landerziehungsheime. Man begeisterte sich an den Erziehern des gesamten Volkes, an den alten, an Fichte und Lessing, an Jean Paul und Lichtenberg, aber auch an den neuen. Avenarius und der Kunstwart, Bonus und Lichtwart, Maurenbrecher und Bebel wurden eifrig erörtert. Popperts Helmut Harringa wurde verschlungen und daraufhin auf die Anregung Werner Stahls ein Abstinentenverein am Seminar gegründet. Auf Fußwanderungen durch die weiten deutschen Gauen lebte man liederfroh und billig, kochte im Freien ab und verkroch sich nachts in einem Heuschober. Unterwegs sprach man über das Neuerwerden des deutschen Lebens und lehrte die Wahrzeichen des alten deutschen Lebens aus eigener Anschauung kennen: Die Dome und Burgen am Rhein, die Schlösser an der Saale, die alten Städte Nürnberg und Rothenburg. Wie köstlich war nicht das deutsche Vaterland und wie herrlich war's jung zu sein und allem Verrotteten, Verzopften, Verbureaukratisierten und Vermilitarisierten einen frischen, fröhlichen Krieg zu erklären. O nein, Hauptmann und Wedekind sollten noch lange nicht das letzte Wort des deutschen Geistes sein!

Nach bestandnem Lehrereexamen bekam Werner eine Anstellung in Bremen. Voll Feuereifer suchte er das, was er als Arbeitsschule begriffen hatte, in der Praxis zu betätigen. Der Geist der Jungen sollte frei und selbständig werden, das erschien ihm als die Aufgabe der Schule. Eine bloß engherzige staatliche Gesinnungstüchtigkeit groß zu ziehen, darauf kam es ihm nicht an. Daneben suchte er selbst in der Erkenntnis immer weiter zu dringen. Ein volles Semester lang arbeitete er an einem philosophischen Referat, das er in einer Lehrervereinigung hielt. Das Thema galt einer klaren Gegenüberstellung des alten deutschen transcendentalen Idealismus, wie ihn besonders Kant und Schopenhauer ausgebildet, und der neuen Erfahrungskritik eines Richard Avenarius und Ernst Mach.

Werner war 23 Jahre alt. Da brach der Krieg aus. Ringsum Gegner: Rußland, Frankreich, England, Japan. Alle Tage neue Kriegserklärungen. Deutschland ist bedroht. Deutschland, das Deutschland, in dem doch die ganze Fülle seines Lebens sich bewegte, war bedroht. Man wollte seinen Untergang. Werner Stahl war der eigentlichen Politik bisher fern geblieben. Nun vernahm er von der systematischen Einkreisung, von der Friedensliebe der deutschen Regierung, von der höchsten Not. Da schlug sein Herz lauter. Er ließ alle seine Pläne, Hoffnungen und persönlichen Ziele. Was galt da noch Glück und Leben des Einzelnen! Das Ganze war ja bedroht. Nein, das darf nicht sein, da muß jeder Einzelne

sich hergeben. O die betörten Völker, die Deutschland vernichten wollen! Räme es wirklich einmal so weit, so würde die Seele der Menschheit damit begraben. Begeistert folgte Werner Stahl dem Ruf unter die Fahnen. Unser Heer, unsere Wehr! Das ist ein heiliger Krieg. Unser heiliger Krieg.

III.

Charley Stallards Vater war Buchhalter eines Handelshauses in Sheffield. Als Junge hatte dieser kühne Pläne gehabt. Die Seefahrer- und Entdeckertradition seines Volkes saß ihm im Blut. So hatte er große Reisen ins Innere Indiens unternommen. Einmal aber war er vom Pferde gestürzt und hatte das Bein gebrochen. Schlecht geheilt mußte er als dauernd Hinkender seine Pläne aufgeben. Er fand die Liebe eines stillen, feinen Mädchens aus einer alten Puritanerfamilie. Ein bescheidener Posten schaffte ihm den nötigen Lebensunterhalt. Er wußte es so einzurichten, daß ihm auch während der Woche noch genügend freie Zeit blieb, um seinen Liehabereien zu leben. Die bestanden wesentlich in ausgedehnten geologischen, mineralogischen und ethnographischen Sammlungen. Von der Gesellschaft zog er sich so viel als möglich zurück.

In der stillen Umgebung wuchs der Sohn Charley im Kreis seiner Geschwister heran. Seine Geistesrichtung wurde früh schon durch die Interessen seines Vaters bestimmt. Als Bub ging er allen möglichen Steinbrüchen nach, durchsuchte das Geschiebe der Flüsse und Bäche, stöberte am Meeresstrand herum und legte sich so unter der väterlichen Anleitung eine schöne Mineralien- und Petrefaktensammlung an. Er wollte Geologe werden. Gedanken über die Abstammung des Menschen, über die Entwicklung der anorganischen und der organischen Natur auf der Erde, die Frage nach der Beschaffenheit des Erdinnern und manches ähnliche, hatten ihn als Knaben schon aufgeregt. Aber sein Geist war nicht einseitig. Die milde, ernste Gesinnung seiner Mutter lenkte ihn auf die tiefen Lebensfragen. Dickens, Tennyson, Longfellow und MacLaren waren die Lieblinge der Mutter, während der Vater immer und immer wieder Shakespeare las. Charleys Lebensmaxime wurde lange Zeit: „Something of everything and everything of something“. Ueber die wichtigsten Lebensgebiete suchte er sich eine Meinung zu bilden. Um das alles Leben durchwühlende soziale Getriebe näher kennen zu lernen, studierte er Adam Smith und Ricardo, John Stuart Mill, Robert Owen und Norman Angell. Durch Lektüre der bekanntesten Naturforscher und Philosophen suchte er zuerst eine allgemeine naturwissenschaftliche Orientierung sich anzueignen. So studierte er Newton und Darwin, Morgan, Wallace und Crookes, Locke und Hume und Berkeley. Seinen literarischen Neigungen entsprach während einiger stürmischer Entwicklungsjahre die schwermütige Kühnheit, die durch die Werke Byrons und Shelleys weht.

Später, als durch intensive Gedankenarbeit sein Wesen innerlich ruhiger wurde, waren es Ruskin, Emerson und Carpenter, die ihn besonders fesselten. Carlyle's Stil war ihm etwas zu gewaltsam. Von Oskar Wildes Werken fand er einen persönlichen Zugang, besonders zu den spätern Produkten: Im Zuchthaus von Reading und De Profundis. Anregungen schöpfte er auch aus Wells und Shaw. Sein vieles Schweifen in der freien Weite verfeinerte sein angeborenes starkes Naturgefühl, und dieses Naturgefühl bedingte auch seine Stellung zur bildenden Kunst. Vorab waren es hier Landschaften, die ihn ansprachen, von Constable und Bonington, Turner und Harrison. Sein lebendiges Menschengefühl ließ ihn aber auch die hochentwickelte Porträtkunst und die zarten symbolischen Geister seiner Heimat mit wachen Sinnen genießen: Reynolds, Gainsborough, Burne Jones, Millais, Rosetti, Watts, Sargent, Hopkins. Sein Vater hatte sogar zwei Originalbilder erworben: Ein feines frisches Mädchenesichtchen von Hawkins und eine kleine sonndurchglühete afrikanische Landschaft von Bishop. Das Bewußtsein der geistigen Welt, die in ihm und um ihn lebte, ließ ihn sein eigenes Fachstudium mit viel weitem Augen anblicken, als es bei einseitigen gelehrten Strebern der Fall zu sein pflegt. Das von der Mutter ererbte seine Gerechtigkeitsgefühl konnte er so auch gegenüber Menschen betätigen, deren Arbeitsgebiet sehr weit abseits von dem seinigen lag. Großen Eindruck machte auf sein empfängliches Gemüt auch das Auftreten des Dr. Barnardo, dem so viele verlassene Kinder ein sonniges Leben verdankten. Ebenso hatte er für die Tätigkeit des General Booth mehr übrig als ein hochmütiges Nasenrumpfen. Keir Hardys Wirken verfolgte er sehr eifrig. Das Gefühl, im Geistigen verankert zu sein, ließ ihn kühl auf allerlei Moden und herrschende Meinungen herabblicken. Eine frühe Reise und ein frühes Bewußtsein seines Lebensweges gaben ihm etwas Sicheres und Ruhiges, das ihm im Ausland häufig als Zugeknöpftheit angerechnet wurde. Doch fand er es eben nicht für nötig, jedermann rasch in sein Inneres blicken zu lassen. Körperlich war er rüstig. Er machte allerlei Reisen, auf denen er Liebhaberei und Studium glücklich verbinden konnte. Das schottische Hochland, Norwegen und die Schweizeralpen waren seine besondern Lieblingsgebiete. Als Klubist bestieg er leidenschaftlich gern die eisigen Gipfel.

So wurde er 24 Jahre alt. Da brach der Krieg aus. Der Krieg! Gott, wie fremd war ihm bisher alles auf einen Krieg bezügliche gewesen! Gab es das denn überhaupt! Er hatte doch einem Lande angehört, das so viel persönliche Freiheit dem Einzelnen bot, daß es bisher auch auf den Militärzwang verzichten konnte. Und freiwillig Militär? Nein, da wußte er für sein kurzes Erdenleben edlere Aufgaben! Immer war ihm besonders aller systematisierte Militarismus tödlich verhaßt gewesen. Aber jetzt war Krieg gerade mit dem Land, in dem das militärische System

am auffallendsten sich entfaltet hatte. Sollte dieser Einfluß etwa jetzt auf der ganzen Erde sich breit machen? Er horchte hoch auf, und eifrig begann er alles Einschlagende zu studieren. England und Preußen gehörten also beide mit zu den Vertragsmächten, welche die belgische Neutralität garantiert hatten. Und Deutschland hatte diesem Vertrag mit brutaler Faust gesprengt. Ja versteht man denn dort das Völkerrecht so? Leben wir denn noch zur Zeit der Völkerwanderung, wo jeder räuberische Ueberfall ungestraft hingehen konnte? Aber ja gewiß, da war es doch heilige Pflicht Englands, ritterlich Belgien beizuspringen. Gewiß, dieser Krieg mußte sein. Es galt doch der Ehre seines Landes. Und wie stolz war er, England anzugehören! Waren nicht fast alle seine geistigen Nährquellen aus seinem Heimatland entsprossen? Und wenn es die Ehre seines Landes galt, war das auch seine eigene Ehre. Charley wurde plötzlich tiefsinnig. Er sann nach und sagte sich, ja wenn er diesen Krieg billige und die Beteiligung als heilige Pflicht Englands auffasse, dann müsse der Einzelne sich eben auch beteiligen. Also er auch. Was gilt noch der Einzelne, wenn die Völker um ihre höchsten Ziele kämpfen? Er meldete sich als Freiwilliger und ging in den Krieg, seinen heiligen Krieg.

IV.

Nicolaus Kratschinsky wurde auf einem Gut in der Nähe von Kasan geboren. Sein Vater gehörte dem kleinen Feudaladel an, hatte genug zum Leben, kannte keinen Ehrgeiz, hatte allerlei Bildungsinteressen, war gutmütig und ängstlich. Anders der Sohn. Er hatte die kühne aufstrebende Seele der früh verstorbenen Mutter. In seine Kinderjahre fiel der japanische Krieg und die unglückliche russische Revolution. Jünglinge aus seiner nächsten Bekanntschaft wurden nach Sibirien geschickt. Man sprach im Flüsterton von Erschossenen und Erhängten, von Ueberwachungen und Spionen, verbotener Lektüre. Er überraschte seinen Vater, wie er eine ganze Anzahl Bücher an einem geheimen Ort versteckte und erhielt ein strenges Verbot, irgend jemanden darüber etwas zu sagen. All dies Furchtbare und Geheimnisvolle prägte sich unauslöschlich seiner jungen Kinderseele ein. So stürzte er sich in einem Alter, in dem in andern Ländern die Buben noch Indianergeschichten lesen, mit Leidenschaft auf die heißblütige, weit blickende, lebenswahre und ideenklare Literatur seines Vaterlandes. Puschkins Lieder und die Erzählungen Tolstois machten den Anfang. Dann folgten die formvollendeten Novellen Turgenieffs, Korolenkos und Tschechows. Später rückten Gogols tote Seelen in seinen Gesichtskreis, Gontscharoffs Absturz, Herzens: Wer ist schuld? und Tschernischewskys: Was tun? Hier führte ihn nun auch schon ein Weg aus der Literatur ins Leben, und instinktiv fühlte er, daß hier auch von seinem zukünftigen Lebensweg die Rede sei. An den

Wänden seines Zimmers hingen Drucke nach Werken von Kjeperin, Wereschtschagin und Trubekoi. Kunst als Deuterin des Lebens, Kunst um des Lebens willen, die war ihm nötig, die liebte er. Der heranwachsende Revolutionär wurde aber inzwischen durch die Bekanntschaft mit einem andern Großen Rußlands auf einige Zeit in ganz andere Bahnen gelenkt. Dieser Andere war Dostojewski. Hier gingen ihm die Augen auf über manchen dunklen Abgrund in seinem eigenen Innern; hier lernte er die Schwächen und Gebrechlichkeiten seiner gebildeten Umgebung mit einem ätzend scharfen Blick zergliedern und zugleich die leidenschaftliche Liebe kennen zu dem ungebildeten, gefühlswarmen, und bei aller Demut so wenig kriechenden Landvolk Rußlands. Dostojewskis schwärmerische Höchstschätzung des russischen Volkes, sein Glaube, daß von dem Aufkommen des russischen Volkes die Existenz aller tiefsten religiösen Liebesempfindungen in der Menschheit abhänge, die oft bei seinem Scharfblick verwunderliche Oberflächlichkeit in der geringschätzenden Beurteilung anderer Völker: diese ganze Summe von Urteilen ging halb unbewußt in den Geist des jungen Nicolaus über. Später dachte er freilich ganz andere Gedanken, ohne aber jene völkischen Wertschätzungen irgendwie bewußt zu verabschieden. Einige brutale Verhaftungen, die sich in seiner Vaterstadt ereigneten, rüttelten ihn aus dem grübelnden, etwas mönchischen Christentum Dostojewskis unsanft wach. Seine edle Seele empörte sich über einen gesellschaftlichen Zustand, in dem das möglich war. Sein Vater warnte ihn, aber Nicolaus meinte, ja, wie es denn einmal anders werden solle, wenn nicht immer und immer wieder irgend jemand die Initiative ergreife zum Kampf gegen die beständige Entwürdigung, diese fortwährende Unterdrückung jedes freien Atemzuges. Er schloß mit andern Gymnasiasten eine geheime Vereinigung, in der über die Ziele und Wege des menschlichen Zusammenlebens aufs leidenschaftlichste diskutiert wurde. Der Vereinigung gehörten auch ähnlich gesinnte Mädchen an. Der Ton, in dem die Jünglinge und Mädchen mit einander verkehrten, war herzlich kameradschaftlich, ohne eine Spur von Zudringlichkeit und galanter Hofmacherei. Das erotische Leben lag der Vorstellung dieser Jugend so fern. Sie sprachen höchstens theoretisch darüber, das aber ganz unbefangen. Vorderhand war ihnen alles, was nach persönlichem Glück aussah, weit weg. Sie hatten keine Zeit dazu. Es galt der Befreiung Rußlands, der schon seit mehr als einem halben Jahrhundert die besten Herzen Rußlands entgegengeschlagen. Wie fern war ihnen die resignierte Genüßlingspsychologie eines Arkibaschew, die in andern Kreisen der russischen Jugend einen solchen Erfolg hatte. Verbotene Bücher und Broschüren zirkulierten von Hand zu Hand. Da lernte Nicolaus nun das unterirdische Rußland kennen. Wie schlugen seine Pulse, als er Stepniaks erschütterndes Buch las, als er Lawroffs und Bakunins Schriften, Herzens Me-

moiren und Kropotkins klare, schöne zukunftshoffende Bücher studierte. Broschüren und Flugblätter aller Art von Sozialdemokraten, Anarchisten, Pazifisten wurden aufs eifrigste studiert und diskutiert. Aus dem Deutschen, Französischen, Englischen wurden viele Uebersetzungen gelesen. Sogar an dem Marx'schen Kathederstil konnte man sich erhitzen. O wie haßte man alles, das gutmütig Tag für Tag sich ausbeuten, knechten, unterdrücken ließ! O wie haßte man diese Regierung, welche die aufstrebenden Gedanken der Jugend nur mit Knute, Galgen und Sibirien zu beantworten wußte. Der Freundeskreis von Nicolaus fing an bewußte Propaganda in Arbeiter- und Bauernkreisen zu machen. Um dies aber unauffälliger und erfolgreicher betreiben zu können, wollte er einen Beruf haben, der ihn auf ganz natürlichem Wege in beständige Berührung mit weiten Volkskreisen brachte. So ergriff er das Medizinstudium. Er war aber noch nicht lange auf der Universität und erst 21 Jahre alt, als der große Krieg ausbrach. Ihm wirbelte alles im Kopf herum. Die russische Regierung, die er so haßte, der doch sein Lebenskampf galt, war im Krieg mit Oesterreich und Deutschland. Aber das waren doch auch Reiche, in denen der Feudaladel noch heute die meiste Macht und die einflußreichen Stellen in Händen hatte, das waren doch auch Länder, in denen man nicht höher als Militär und Kaiser und Vaterland schwur. Und war Rußland nicht im Bunde mit jenen freiheitsliebenden Völkern des Westens, mit England, wo die russischen Flüchtlinge in hoher Achtung frei leben und wirken konnten, mit Frankreich, das schon so oft mit rascher Hand sich empört gegen Gewalt und Willkür und Unterdrückung! Konnte Deutschland denn Rußland zur Befreiung helfen? Und wie steif und beamtenhaft und regierungselig kam ihm nicht alles Deutsche vor. Er kannte es zwar nur wenig. Er kannte nur einige wenig beliebte höhere russische Beamte aus den Ostseeprovinzen, ein paar deutsche Kaufleute und im Uebrigen die Berichte über die Deutschen in der russischen Literatur. Und dann tauchten plötzlich wieder alle Dostojewskischen Gedanken in ihm auf von der Zukunft Rußlands, von der Bedeutung der russischen Seele für die Menschheit. Rings um ihn wurde alles vom Wirbel mit fortgerissen. Gorki habe sich als Freiwilliger gemeldet, Kropotkin sei voll Feuer für den Krieg. Viele der Freunde von Nicolaus eilten an die Front. Durfte es denn geschehen, daß seine so über alles geliebte russische Heimat von deutschen Truppen überschwemmt wurde? Rußland! Und dann kamen ihm alle die weichen, schwermütigen russischen Volkslieder in den Sinn, und die weiten unendlichen Steppen, auf denen er so oft auf raschem Pferde seiner Jugendlust gefrönt und die breite, schwermütige Wolga und alles Liebe und Freundliche und Herzliche, das er von russischen Menschen erlebt hatte. Nein, Rußland ist ein Vulkan, Rußland wird noch schwere und schwerste Stunden erleben. Aber damit wollen wir auch allein

fertig werden. Wir brauchen zu unsern russischen Despoten nicht noch preußische Generale im Land. Nein, nein, nur das nicht. Und die Liebe zur russischen Erde und zur russischen Seele drängte momentan alles andere zurück. Er eilte mit Leidenschaft unter die Fahnen, um mitzukämpfen im heiligen Krieg.

V.

Dominik Weber war der Sohn eines Musikers in Wien. Sein Vater spielte Violine in einem bekannten Orchester. Seine Mutter war früher als Sängerin aufgetreten, hatte sich aber, als einmal Kinder anrückten, ganz dem häuslichen Wirkungskreis gewidmet. Sie hatte eine helle, sonnige, liebwerte Seele, und Dominik lebte so seine Jugend in einer völlig künstlerischen Umgebung. Besonders Mozart und Schubert wurden in seinem Elternhaus hochgehalten. Während die einzige Schwester Dominiks das musikalische Talent der Eltern erbt, war seine eigene künstlerische Begabung merkwürdigerweise mehr auf die Malerei gerichtet. Er durchlief das Gymnasium seiner Vaterstadt, noch ohne bestimmte Lebenspläne gefaßt zu haben. Eine weite umfassende Kultur wollte er, alles herrliche, tiefe, schöne, sonnige Leben mußte er kosten und in durstigen Zügen in sich aufnehmen. Von überall her empfing seine weiche, reine Seele die lebhaftesten Eindrücke. Daß ihm ab und zu die lebenden Dichter und Schriftsteller seiner Heimat in ihren Bann zogen, war nur zu begreiflich. Schnitzler, Hofmannstal, Carl Hilm, Peter Altenberg und Hermann Bahr blieben nicht ohne Wirkung. An Zeitschriften wirkten durch ihre lebendige Frische besonders der Brenner, die Fackel und der Abstinenz auf ihn ein, so verschiedenen geistigen Kreisen auch die Schriftsteller angehörten. Als er aber einmal den fast aus der Mode gekommenen Adalbert Stifter aufschlug, fand er darin mit staunender Rührung seine eigene Seele gezeichnet, und mit dem jungen Mut, der ihm trotz aller Weichheit eignete, bekannte er sich von da an immer zu Stifter. Davon brachte ihn alles überlegene Lächeln seiner Freunde nicht mehr ab. Das große Leuchten aber seines Lebens wurde dann doch Goethe. In Goethe sah er seine Lebenssehnsucht am schönsten und edelsten verwirklicht: die Versöhnung von Erdenwirklichkeitsinn und mystischer Hingabe, und die Versöhnung der Seele mit den Sinnen. Und mit vollen hellen Sinnen erfaßte Dominik alles, was ihm das Leben entgegenbrachte. Man konnte nicht leugnen, er war auch recht oft verliebt. Wenn ein liebliches junges Mädchen in seinen Gesichtskreis trat, schlugen seine Pulse rascher. Schon als Gymnasiast verzehrte er sich lange in Sehnsucht nach einer schönen jungen Schauspielerin, die Goethes Iphigenie so ganz nach seinem Sinne erfaßt hatte. Das konnte er freilich nicht, gleich vielen andern jungen Leuten, auf schmutzige und triviale Weise für seine erotischen Spannungen käufliche Ablenkungen suchen. Er

ging vielmehr ins Freie und trank mit seligen Augen die sonnige Weite, Bach und Fluß, Wald und Wiese und dann die Berge. Er beseelte alle stumme und flüsternde Natur um sich herum. Früh schon hatte er angefangen, allerlei zu seinem poetischen Gefühl sprechende Landschaften mit dem Pinsel festzuhalten. Diese Uebungen wurden mit der Zeit mehr als bloße Liebhaberei. Allmählich, er wußte nicht wie, nahmen sie sein ganzes Denken gefangen. So wuchs er in die Malerei hinein, und eines Tages war er sich bewußt geworden, daß hier seine Lebensaufgabe lag, daß hier alles Weiche, Verträumte, Poetische seiner Natur sich am besten entfalten konnte. Er hoffte wohl auch da und dort jemanden durch einen Strahl ächter Sonnigkeit das Dasein erhellen zu können. Als 18jährig ging er nach München auf die Kunstschule. Er warf sich mit ganzem Eifer aufs Zeichnen, wollte er doch einmal die Landschaft auch mit Figuren bevölkern. Im Sommer zog er sich jeweilen in irgend einen poetischen Winkel zurück und lebte, in freundslichem Verkehr mit den Landleuten, unverdrossen seiner Arbeit. Einen Sommer brachte er in der Nähe von Bozen zu, jener seltsam schönen Stadt, in der Nord und Süd sich die Hände reichen. Im folgenden Jahr wanderte er durch Siebenbürgen und einen dritten der dalmatinischen Küste entlang. Zwischen hinein suchte er überall Museen und Ausstellungen auf. Wie war er empfänglich für die helle, feierliche Sonnigkeit Segantinis, wie aber auch für den zarten duftigen Schmelz Corots und für die krystallklaren Winterbilder des Schweden Sjåstad. Wie gerne hätte er gleich den Leuten von Barbizon und von Worpswede mit ähnlich gesinnnten Freunden sich in einer ihm zusagenden Gegend dauernd angesiedelt.

So wurde er 22jährig, als der Krieg ausbrach. Eine unsägliche Verwirrung bemächtigte sich seiner. Er hatte so instinktiv alles Warme, Sonnige an sich gezogen, seine Gedanken waren so voll klarer Himmelsblåue, daß er an den dunklen Gründen des Lebens, die er wohl sah und mehr noch ahnte, rasch und wie selbstverständlich vorüber zu gehen pflegte. Nicht etwa, daß er reich gewesen und in verwöhntem Wohlleben die Augen vor Not und Armut verschlossen gehalten. O nein, er gehörte von Jugend auf zu jenen, die sich einschränken mußten, aber auch zu denen, die trotzdem froh und lebensfelig sein konnten, auch wenn das Bett hart und der Tisch sehr einfach war. Seine leiblichen Bedürfnisse hatte er immer auf ein Minimum einzuschränken gewußt. Das Talent zur Gastfreundschaft ohne Aufwand saß ihm vom Elternhaus her im Blut, denn Vater und Mutter hatten oft frohe Gesellschaft bei sich gesehen bei nichts als einem Glas Tee oder einer Schüssel Kirschen oder Äpfel. Aber da wo er nichts helfen konnte, da wo der irdische Jammer erdrückend wurde und er ihn nicht verstand, da war er bisher vorübergegangen. Von Politik machte er sich ungefähr eine Vorstellung wie von einer großen sandigen Wüste,

in der in allerlei Schluchten blutgierige Tiere haufen. Und jetzt brach diese Politik plötzlich über ihn herein und drohte mit schwarzer, dämonischer Macht all seine Sonnengärten zu zerstampfen. Da was war denn eigentlich geschehen? Nun las er eifrig was ihm Aufklärendes der Tag brachte. Der Kronprinz war einem Meuchelmörder zum Opfer gefallen. Die Fäden der Verschwörung schienen ohne Zweifel nach Belgrad zu weisen. Da wollte Oesterreich von Serbien gewisse Garantien, daß sich ähnliches nicht so leicht wiederholen könnte. Aber das war ja doch klar. Was hatte sich da Rußland denn einzumischen. O diese Russen, was wußten die von seiner heitern, frohen, reinen Sonnenwelt. Freilich, es war schmerzlich England und Frankreich auf Seite des Zaren zu wissen. Aber hier drohten die Russen. Was war denn das auch für ein Volk? Schwer und dumpf und ägend und unreinlich, und das sollte nun Oesterreichs lachende Lande überschwemmen. Mein Gott, das durfte doch nicht sein. Da drohte ja wieder der Untergang alles edleren Lebens, wenn die Kosakenhorden hier eindringen sollten. Wo wäre dann noch Kunst und alles Feine und Zarte des Lebens? Wie kam ihm plötzlich seine Malerei so kindlich vor. Es war ja alles bedroht wie zur Hunnenzeit. O nein das durfte einfach nicht sein. Er war etwas kurzichtig und deshalb dienstfrei geworden. Aber er war doch gesund und kräftig. Nein, wenn seine heilige Heimat und all seine Lebenslust bedroht war, dann war sogar der Krieg trotz all seiner Schrecken berechtigt, dann war es ein heiliger Krieg. Er meldete sich als Freiwilliger und wurde zu seiner Freude auch angenommen. So zog er denn bald auch an die Front zur Verteidigung seiner Heimat. Heiliger Krieg!

VI.

Antonio Benoni hatte ein edles, feuriges Naturell. Sein Vater war Advokat in Florenz, leidenschaftlicher Republikaner, Garibaldi- und Mazzinischwärmer. Seine Mutter war eine tief gläubige Katholikin, welche den kirchlichen Formelkram mit wahrer Innerlichkeit durchglühte. In ihrer Jugend hatte sie eine Unmasse von Heiligenlegenden gelesen und die Fresken Giottos mit dem Leben des heiligen Franz hatten ihr schon als Mädchen einen tiefen Eindruck gemacht. Später hatte sie sich in Dante vertieft, und dessen Dichtung blieb ihr dauernd als ein großes Lebensgleichnis in höchster Verehrung. Antonio gab sich mit der ganzen Offenheit seiner jungen Seele allen Einflüssen seiner herrlichen Vaterstadt hin. O wie schwärmte er für Brunellescos Dom, wie vertraut war ihm das Findelhaus mit Robbias Terracotten, wie wußte er Santa Croce, San Miniato und Santa Maria Novella auswendig, wie oft war er in den Uffizien und wie selbstverständlich nahm er die edle Harmonie der florentinischen Paläste in sich auf. Botticellis selige Anmut, Raphaels Innigkeit, Michelangelos tra-

gisch dunkle Wucht, Tizians unbekümmerte Selbstverständlichkeit und Fra Angelicos träumerische Weltentrücktheit waren ihm Vertraute von Jugend auf. Und so auch die Dichter, die den Wohlklang seiner Muttersprache zur schönsten Fülle zu steigern wußten, alte und neue. Ueber Ariost und Tasso, Petrarca und Boccaccio, Goldoni und Alfieri, Leopardi, Giusti, Carducci, De Amicis und Ugo Negri verbrachte er manchen Tag. Auf Wanderungen in die weichen Höhenzüge des Apennin steckte oft irgend ein Dichter in seiner Tasche. Selber einmal Dichter werden, selber einmal mitleuchten in der goldenen Krone seines heiß geliebten Italiens, das war sein geheimer Wunsch. Und warum sollte er nicht auch Dichter werden? Gab es denn jemand, der inniger alle Höhen und Tiefen der Dichtung anderer miterleben konnte. Und früh schon trug er verborgen eigene Verse mit sich herum, in denen er die Sonne, die Liebe, die Einsamkeit, das Meer, Italien, die Kunst besang. O wie reich war doch Italien! Gab es ein Land ihm vergleichbar, so mit aller Schönheit beladen von dem hundert ewigen Städten bis in den kleinsten verlorenen Weiler. Und kamen nicht die Menschen aller Welt bewundernd hieher, um ihre Augen zu sättigen an dem, was ihnen allen fehlte. Antonio wurde durch den Vater auch früh mit politischen Fragen bekannt, doch entwickelten sich hier seine Ansichten nur langsam. Er träumte wohl manchmal vom Glück, das den Mühseligen und Beladenen zu bringen sei; aber er glaubte, man helfe auch den im Leben zu kurz gekommenen am besten dadurch, daß man ein edles Schönheitsleben vor ihre Augen hinstelle als Trost, daß so etwas doch auf Erden möglich sei, als Ansporn, es sich selbst auch zu erringen. Der Mutter, die Antonio zärtlich liebte, machte er doch viel Sorge dadurch, daß er sich immer mehr von der katholischen Lehre entfernte. Wohl war Antonio begeistert von dem ehrlichen Auftreten Foggazzaros; aber warum hatte dieser Dichter denn sein besseres Wissen vor der päpstlichen Autorität verleugnet? Das hatte nur aufreizend auf ihn gewirkt. Seine Religionsvorstellungen waren freilich nie diejenigen eines nüchternen Materialismus, wohl aber näherten sie sich dem ekstatischen Pantheismus eines Giordano Bruno, dessen Werke er immer und immer wieder las und der ihm wie ein Symbol seines Dichterberufes vorleuchtete. Die Mutter betrachtete das freilich als schwere Verirrung, aber als jugendlich verzeihbar, und sie tröstete sich damit, daß Antonio doch im Alltagsleben sich immer gütig, zärtlich und ritterlich zeigte. O wie empfand Antonio alles Kleinliche, Niedrige, Halbe im Leben als abstoßend und empörend. Wie sehnte sich seine Seele nach einer vollen kühnen Größe. Da traf er auf eine gute italienische Uebersetzung von Niecksches Werken. Er war in einem Rausch. Hier war ja im modernen Leben das, was er suchte. Freilich war's ein Ausländer, aber wie liebte dieser Ausländer sein Italien. O wo war

denn das neue Italien, das Italien, das ebenbürtig neben das alte Rom, neben das Mittelalter und neben die Renaissance treten durfte. Hoch auf schlug sein Herz. Er selber wollte einer der Führer seines Volkes werden, der dieses Volk wieder zur Größe führte. In diesem Entwicklungsstadium war Antonio gerade, als der große Krieg ausbrach. O das ist der Kampf um die Größe, das ist der Kampf um den Wert der Völker. Darf Italien da neutral bleiben? Muß Italien nicht auch nach außen stolz und kühn dastehen, äußerliche Größe bekunden, wenn es innerlich den Weg zur Größe finden soll! Sein Herz brannte, und als er fühlte, wie dieses Feuer überall um sich griff, als er sah, wie der alte Haß gegen Oesterreich wieder aufflammte, da jauchzte seine Seele. Hatte er nicht seinerzeit seinen Giusti gelesen, wußte er nicht aus hundert Erzählungen, wie noch die Großväter von diesem Oesterreich unterdrückt und ausgebeutet, mit Gefängnis, Bußen und ewigen Polizeichicanen gequält worden waren. Und seufzten nicht noch herrliche Teile Italiens unter diesem vertroddelten, zusammengewürfelten österreichischen Ländersalat? Das Edlere soll herrschen! Ha, wie hätte es seine junge Seele ausgehalten, Italien nicht als das Edelste der Erde zu fühlen! Er war begeistert für das Eingreifen in dieses großartige Völkerringen. Freilich d'Annunzios Auftreten liebte er nicht. Das erschien ihm zu theatralisch, zu innerlich unwahr, er empfand es wie eine Karrikatur seines eigenen Fühlens. Aber das konnte ihn nicht abhalten, hoch aufzujauchzen, als endlich Italien loschlug. Er wäre erst im folgenden Jahr dienstpflchtig geworden; aber er meldete sich als Freiwilliger um mitzukämpfen in diesem heiligen Krieg um die Größe seiner heißgeliebten Heimat. O heiliger Krieg!

VII.

Unser heiliger Krieg!

Ich habe in Kürze sechs Jünglingsgestalten aus den sechs wichtigsten in den Krieg verwickelten europäischen Großstaaten vorgeführt, sechs Jünglingsgestalten, von denen man mir mit Recht entgegenhalten kann, daß sie erdichtet seien. Gewiß, das sind sie, aber das sind sie eben nicht nur. Dieser Typus des suchenden Jünglings, der in seinem aufstrebenden Geist alles Edle und Ewige seiner Heimat in sich trägt, den gibt es überall, der lebt in Frankreich und in Deutschland, in England und in Rußland, in Oesterreich und in Italien, natürlich nicht nur in den von mir gezeichneten Gestalten, sondern in endlosen Varianten. Auf diesen Jünglingen aber, auf diesen feurigen Vorwärts- und Aufwärtsschreitenden ruht die geistige Zukunft jedes dieser Länder. Was tut es, ob ihre Ideen teilweise noch unreif, noch unabgeklärt sind? Für den Edlen ist die Irrung ein Fortschritt. Sich mit ganzer Leidenschaft auf einem unhaltbaren Boden zu finden, ruft

alle Gegenkräfte in ihm wach, bis er sich so weit gefunden, daß der Weg zum Umlernen und Neulernen geebnet ist. Dieser Weg, der die überwundenen Stufen als eigene Herzenserlebnisse, als Herzenserfahrungen kennt, wird gerade dadurch vertieft und gefestigt. Und nun, haben diese sechs Jünglinge, die ich hier als Symbole der besten Kraft der Völker, denen sie angehören, vorgeführt habe, wohl wirklich nichts anderes zu tun, als sich gegenseitig mit blindem Haß gegenüberzustehen, sich zu zerfleischen und zu ermorden? Wären diese Jünglinge nicht alle dazu angetan, einander gegenseitig zu lieben, zu fördern und gemeinsam an dem großen Menschheitsdom mitzubauen, statt seine Anfänge durch die Unterstüzung dieses Krieges zerstören zu helfen? Das Herz blutet einem, wenn man all dieser irrenden Jugend gedenkt. Der irrenden, gewiß, denn diese Jugend hätte eine andere, schwerere, größere Aufgabe zu erfüllen. An ihr läge es, die Menschheitsfragen, die sich doch so lebendig und so feurig in sich trägt, in gemeinsamer Arbeit lösen zu helfen, einander gegenseitig fördernd und klärend. Diese jugendliche, noch so bewegliche, noch so straffe, noch so wenig verknöcherte Geistesvorhut in jedem Land ist sich doch überall so verwandt, wie sich die Volkslieder in allen Völkern gleichen. Sie ist sich in so viel tieferem, edlerem Grade verwandt, als sie es den großen; jeweilen im gleichen Zollverband mit ihnen lebenden Massen ist, den Massen, zu deren gemeinsamen Führern und Erziehern sie berufen wäre.

Siegen denn die Ursachen dieses Riesenkrieges wirklich da, wo all die Regierungen sie hinlegen? Ist der großkapitalistische Charakter nicht auf der Hand liegend, wenigstens auf der Hand, die zu einem etwas ökonomisch orientierten Gehirne gehört? Lassen wir für heute in diesem Zusammenhang die eingehende Diskussion über die Kriegursachen: aber seien wir uns doch immer bewußt des gegenseitigen Wettrüstens, das beständig Furcht und Mißtrauen und unerträgliche finanzielle Inanspruchnahme der Völker großzüchtete; bewußt des national organisierten Finanzkapitals, das leidenschaftlich um zugängliche Absatzgebiete konkurrierte; bewußt der ungelösten Zustände im Balkan und in den außereuropäischen Kolonien, die beständig alle Ländergier wachriefen; bewußt der vielleicht kleinen, aber mächtigen Partei, die seit Jahren überall systematisch zum Kriege hegte; bewußt der durch die Geheimdiplomatie hervorgerufenen tastenden Blindheit der Völker; bewußt des Weltmachtstrebens Rußlands, Deutschlands und Englands; bewußt der französischen Revancheidee; bewußt der Ideen von Großitalien und Großserbien; bewußt der Serbien und Montenegro zur Verzweiflung treibenden Politik Oesterreichs; bewußt der durch Tradition, Schule, Kirche, Zeitungen, Militärdienst, Gesetze und alle übrigen Staatseinflüsse national erzogenen und national beschränkten Volksmassen; kurz, bewußt des ganzen anarchischen, im großen ganzen unorganisierten irdischen Völkerchaos, und der ihm letzten

Endes zu Grunde liegenden seelischen und geistigen Unentwickeltheit der Menschheit.

Gewiß ist die Hingabe an eine Idee, also z. B. die vaterländische, höher als jedes bloß egoistische Geschäftemachen; aber eben so gewiß ist die Hingabe an eine nationale Idee das größte Hindernis zur Hingabe an die ob allen Nationalitäten schwebende Menschheitsidee. Und diese Menschheitsidee ist durchaus keine unklare Verschwommenheit, sondern eine höchste geistige und seelische Realität, der seit Jahrtausenden die heißesten Herzen und die klarsten Köpfe ihr Leben geweiht. Hier ist das Ziel, für das wir kosmischen Erdenkinder, wir schlichten Bürger, der doch unablässig nach Realisierung strebenden, geistgetragenen Menschheitsrepublik wohl auch mit heiliger Blut unser Leben einsetzen könnten. Ja könnten, wenn uns nicht im entscheidenden Augenblick das Herz schwach werden sollte, denn die Selbsthingabe unter dem allgemeinen Beifall seines Volkes ist unendlich viel leichter, als die bewußte Hingabe an ein ewiges Ziel unter der Geringschätzung und dem Hohn seines Volkes. Gerade deshalb steht ja auch die Christus-tat so hoch über der Winkelriedtat. Aber immerhin, das Erkennen eines Weges ist doch schon ein erster Schritt, um ihn zu begehen; denn hier, ihr suchenden Jünglinge in allen Ländern, hier liegt unser Weg, und hier beginnt unser heiliger Krieg.

U. W. Züricher.

Offener Brief¹⁾

an alle Menschen, die den Krieg hassen und die das Verlangen hegen, davon erlöst zu werden.

Hasset ihr den Krieg? Mit dieser Frage mache ich den Anfang. Hasset ihr den Krieg als solchen? Ich frage nicht, ob ihr durch die Greuel der Folgen zum Widerstand gegen das Kriegswüten gekommen seid, sondern ob ihr den Krieg hasset an sich, als Kriegshantierung, weil das Kriegsführen, weil das Menschen-töten, weil das Gewaltüben eine sündige Hantierung ist.

¹⁾ Wir veröffentlichen diesen Brief nach sorgfältiger Erwägung, weil wir der Meinung sind, daß auch dieser Standpunkt in den Neuen Wegen zu Worte kommen soll. Der Verfasser ist ein Holländer, ein sittlich hochstehender, tieffrommer Mann, dem der Kampf gegen den Krieg, wie das völlige Einstehen für alles, was er als Wahrheit erkennt hat, zur heiligen Leidenschaft geworden ist. Wie wir selbst den „Antimilitarismus“ verstehen, haben wir auf mannigfache Weise zu zeigen versucht und werden es weiter tun. Aber wir wollen unseren Weg nicht für den allein möglichen, ausgeben und halten es überhaupt für eine Aufgabe der Neuen Wege, solchen Geistern, die mit ihrem vorwärtsdrängenden Streben anderwärts nicht leicht eine Stätte finden, ein Asyl zu gewähren. So empfehlen wir den aus einem reinen Herzen und hohen Willen stammenden „Offenen Brief“ der ernststen Aufmerksamkeit unserer Leser und glauben, daß er eine Kraft zum Guten ausströme.

Die Red.